

## **Ted Callahan: Die Vergessenen**

*GEO, 12. Dezember 2008*

### I. Eine Geburt unter Lebensgefahr

Ein Tag im November 2007: Ich höre, wie jeden Morgen, bei einer Tasse Pulverkaffee im Radio den BBC World Service, als Joldosch in mein Zelt kriecht. Das ist ungewöhnlich. Denn Joldosch ist opiumsüchtig, und man sieht ihn selten vor Mittag, weil er nachts lange wach bleibt und raucht. Wie es sich für einen Gastgeber gehört, biete ich ihm eine Tasse Tee an, doch er lehnt höflich ab: „Verzeih, dass ich dich störe. Aber meine Frau bekommt ein Kind. Könnte ich dich sofort zu ihr bringen?“ Ich ahnte seit Längerem, dass ein solcher Moment auf mich zukommen würde; deshalb habe ich in meinem medizinischen Handbuch die Kapitel über Geburtshilfe sorgfältig gelesen und mir auf einem Zettel die wichtigsten kirgisischen Begriffe zu Schwangerschaft und Geburt notiert. Dieses Blatt stecke ich ein, zusammen mit ein paar medizinischen Instrumenten und Arzneimitteln, und folge Joldosch in seine Jurte. Was wird mich dort erwarten? Hat vielleicht jemand sauber gemacht, um der Gebärenden ein Minimum an Hygiene zu bieten?

Nein.

Stattdessen sehe ich Joldoschs junge Frau Aisuluu auf dem Erdboden neben einem offenen Dungfeuer kauern; sie klammert sich an der Holzstange fest, die das runde Dach der Jurte stützt. Joldosch verzieht sich mit seiner Opiumpfeife in eine Ecke. Die Sterblichkeitsrate von Müttern und Säuglingen unter den Kirgisen hier oben in den nordafghanischen Pamir-Hochtälern gehört zu den höchsten der Welt. Manche Männer sind zum vierten Mal verheiratet, weil ihre ersten drei Frauen bei Geburten gestorben sind. Hier, im Winterlager des Abdul Raschid Khan, lebt eine Frau, die neunmal schwanger war; von den acht Kindern, die sie lebendig zur Welt gebracht hat, sind sieben bald darauf gestorben.

Der jungen Aisuluu steht an diesem Tag eine „Hebamme“ bei. Sie hat selbst mehrere Kinder, aber unglücklicherweise macht sie nun alles falsch. Gerade reibt sie den gewölbten Bauch der Schwangeren und erhöht damit das Risiko, dass die Plazenta sich löst, was einen Blutsturz zur Folge haben könnte.

Ich prüfe Aisuluus Blutdruck, die Atmung, den Puls. Es geht ihr gut. Ich stelle ein paar Fragen; dann entsteht eine peinliche Pause. Ich weiß, dass die Kirgisen mir nie gestatten werden nachzuprüfen, ob der Kopf des Säuglings schon sichtbar ist. Selbst den Bauch darf ich nicht abtasten – also kann ich nichts tun. Versuche aber immerhin, die Hebamme davon abzuhalten, Aisuluus Leib zu reiben.

Wir können nur noch abwarten.

Später, als ich in der Jurte des Khan sitze, kommt die Hebamme gelaufen und sagt: „Es ist ein Mädchen.“ Der Khan, Oberhaupt eine Gruppe von einigen Hundert Kirgisen im „Kleinen Pamir“, ist der Großvater des Neugeborenen; 14 weitere Enkel hat er schon. Er geht ins Freie, um zu beten. Ich kehre in mein Zelt zurück, wo sich bald darauf Joldosch einfindet. Nachdem er den ganzen Tag über Opium geraucht hat, ist er vollkommen weggetreten. Er trinkt eine Tasse Tee, isst ein paar Kekse. Dann sagt er: „Wir haben ein Problem. Die Nachgeburt ist noch nicht rausgekommen.“ Wir rennen zu seiner Jurte.

Aisuluu ist erschöpft, sie schluchzt. Auf der Plastikplane, die ich ein paar Stunden zuvor unter sie gelegt habe, breitet sich eine riesige Lache aus.

Aisuluu ist dabei zu verbluten.

Aus Büchern weiß ich, dass die Gebärmutter sich in Nachgeburtswehen zusammenziehen muss, um die Plazenta hinauszudrücken – das sorgt dafür, dass die Blutung aufhört. Eine Möglichkeit, diese Wehen auszulösen, ist es, dem Säugling sofort die Brust zu geben. Aber nun schaltet sich die Hebamme ein; sie besteht darauf, dass dies falsch wäre: „Ich habe drei Kinder, und keines davon habe ich sofort an die Brust gelegt!“ Statt dem Säugling die erste Muttermilch zu geben, haben die Kirgisen die Tradition, ihn mit Yak-Milch und Mehl zu füttern – unverdaulich für ein Neugeborenes. Aisuluu blutet heftig. Ich spritze ihr zwei Ampullen eines Wehen auslösenden Mittels in den Oberschenkel. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird, bis das Medikament wirkt; ich weiß nicht einmal, ob es überhaupt wirkt. In meinem Handbuch steht, dass es in einem solchen Fall das Beste sei, die Plazenta manuell zu entfernen. So feinfühlig wie möglich erkläre ich, dass man nur so Aisuluus Leben retten könne. Ich bin nicht überrascht, als mein Vorschlag abgelehnt wird. Man legt mir nahe, mich zu entfernen.

In der Jurte des Khan benehmen sich die Männer wie immer. Und nicht so, als sei zehn Meter entfernt gerade eine Frau dabei zu sterben. Reis wird serviert. Als die Waschschale zu mir kommt, sehe ich, dass Aisuluus Blut an meinen Händen klebt. Die Kirgisen machen sich mit Appetit ans Essen; sie scheinen über meine Schweigsamkeit verwundert zu sein. Diese Nacht ist die elendste meines Lebens. Ich hocke in meinem Zelt und weiß, dass ich Aisuluus Leben retten könnte – zumindest könnte ich es versuchen; aber Ignoranz und verknöcherte Traditionen hindern mich daran. Nach unruhigen Stunden falle ich endlich in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen treffe ich den Hirten Daryaboi und frage ihn nach Aisuluu. Ich bin mir sicher, dass sie inzwischen gestorben ist. „Ach die? Der geht es wieder gut“, sagt Daryaboi und rennt seinen Schafen hinterher. Ich laufe ins Zelt des Khan und beglückwünsche ihn. Seine Antwort treibt mir Tränen in die Augen. „Temir-aka“ – mein kirgisischer Name, der „Eisen“ bedeutet –, „Temir-aka, du und ich, wir sind wie Brüder. Dieses Mädchen ist auch deine Enkelin.“ Er hat ihr den Namen Maryam gegeben. Ich darf das Baby sehen, ich darf seinen Nabel desinfizieren. Aisuluu hält meine Hand und flüstert: „Danke, großer Bruder Temir!“ Ich bin so erleichtert wie noch nie zuvor in meinem Leben.

## ll. Warum ich hier bin

Für einen Ethnologen wie mich sind die Menschen, die in dieser unwirtlichen Bergregion Nordafghanistans ausharren, ein einzigartiges Studienobjekt. Ihre kleine Gemeinschaft ist das Relikt einer leidvollen Geschichte. Vor 150 Jahren lebte dieses Hirtenvolk nur im Sommer in den afghanischen Pamir-Hochtälern, einer durch Gletscherbewegungen geformten Einöde zwischen Hindukusch und Pamirgebirge. Im Winter, wenn die Temperatur dort bis unter minus 50 Grad Celsius sinken kann, trieben die Pamir-Kirgisen ihre Schafherden hinab in die tiefer gelegenen Täler auf dem Gebiet des heutigen Tadschikistan.

Doch dann schnürten geopolitische Entwicklungen die Nomaden in ihrem Winterquartier ein: Die Pamirtäler liegen seit 1895 im sogenannten Wakhan-Korridor, einem 270 Kilometer langen, stellenweise nur 15 Kilometer breiten Landstreifen, der im russisch-britischen Pamir-Vertrag damals Afghanistan zugeschlagen wurde, um das britisch beherrschte Indien vom russischen Zarenreich zu trennen (siehe Karte).

Das beeinträchtigte die Kirgisen im Pamir zunächst kaum – jedenfalls solange die Staatsgrenzen nur auf dem Papier bestanden. Doch nach 1930 schloss die Sowjetunion die Grenze nach Norden. Auf der Ostseite des Korridors schottete sich das 1949 kommunistisch gewordene China ab. Und im Süden verwehrten bald die Grenzposten Pakistans den Hirten den Übertritt. Die Kirgisen fanden sich als Bewohner eines entlegenen Zipfels Afghanistans wieder, beschränkt auf zwei 100 und 60 Kilometer lange Hochtäler, eingeschlossen von drei Staatsgrenzen und 5500 Meter hohen Bergmassiven.

Noch vor der Invasion Afghanistans durch Sowjettruppen 1979 floh der damalige Khan mit seinen 1300 Untertanen aus dieser Enklave ins benachbarte Pakistan. Der größte Teil der Gruppe übersiedelte vier Jahre später in die Türkei, wo die Exil-Kirgisen aus dem Pamir inzwischen in Dörfern mit Kanalisation, Straßenanbindung und Elektrizität leben und ihre Kinder in Schulen und Universitäten schicken. Nur etwa 250 Kirgisen unter der Führung des heutigen Khan Abdul Raschid haben sich 1979 entschlossen, zurück ins afghanische Bergland zu ziehen, um dort ihr altes Leben wieder aufzunehmen: ein Leben in einer Zeitblase, fernab jeder Zivilisation, acht Tagesritte entfernt von der nächsten Ambulanzstation. Und vier Tagesritte von der nächsten Schule.

30 Jahre lang hat kaum ein westlicher Anthropologe nachgeforscht, wie es dieser Gruppe seither ergangen ist. Das will ich nachholen, denn es gibt viele ungeklärte Fragen: Wie organisieren die Pamir-Kirgisen ihr Zusammenleben in dieser lebensfeindlichen Umgebung? Wodurch erhält der Khan, ihr Anführer, seit nunmehr drei Jahrzehnten seine Autorität? Wie vertritt er die Interessen seiner Untertanen? Nach welchen Regeln funktioniert die kleine Ökonomie der Pamir-Kirgisen? Und wie haben sich ihre Traditionen inzwischen verändert?

An der Universität habe ich gelernt, dass ein Ethnologe die Gesellschaften, die er erforscht, nur dann verstehen könne, wenn er deren Erfahrungen teile. Das war der Hintergrund für meinen Beschluss, dem Lebensstil der Kirgisen- Diaspora in Afghanistan so nahe wie nur möglich zu kommen. In Bischkek, der Hauptstadt des nicht an Afghanistan grenzenden Landes Kirgisistan, in dem mit 5,2 Millionen Kirgisen heute die große Mehrheit dieses Turkvolkes zu Hause ist, habe ich deshalb die Sprache gelernt. So konnte ich meinen Aufenthalt in den 700 Kilometer entfernten Bergen vorbereiten.

Einer meiner Mentoren an der Universität Boston riet mir, nicht mehr als unbedingt nötig ins Gebirge mitzunehmen: Pulverkaffee, Whiskey, Medikamente, ein paar dicke Romane „für die langen Winternächte“. Das war ein weiser Rat; aber ich habe ihn nicht befolgt. Schon als ich in Bischkek losfuhr, hatte ich den Wagen mit 300 Kilogramm Gepäck beladen; fünf Tage benötigte ich bis ins afghanische Ischkaschim. Dort kaufte ich weitere Vorräte, noch mehr Gaspatronen, und zog schließlich mit acht Yaks acht Tage lang durch das enge Tal des Wakhan-Korridors hinauf ins Gebirge. Jedes Tier trug 80 Kilo Gepäck, und als ich schließlich im Lager von Abdul Raschid Khan ankam, lachten alle. Ich versuchte, mich mit einem kirgisischen Sprichwort vor ihrem Spott zu schützen: „Der Stein ist nur dort schwer, wo er zu Boden fällt.“

Ich ahnte aber bereits, dass die Menge an Vorräten mir später noch zugute kommen würde. Immerhin wollte ich ein ganzes Jahr im Pamir verbringen, auch den Winter. Und das ist die Zeit, in der das Leben in dieser entlegenen Bergwelt selbst für Einheimische zu einer existenziellen Herausforderung wird. Aber es ist auch die Zeit, in der die Kirgisen des Pamir sich am besten studieren lassen und einigermaßen bereitwillig meine Fragen beantworten, weil sie wenig anderes zu tun haben: Sie sind Hirten und in den Sommermonaten mit ihren Tieren unterwegs. Nur im Winter erfährt man, was die Menschen dieser von der Welt isolierten islamischen Gemeinschaft über das Leben denken. Außerdem hatten mich die Kirgisen bei einem früheren Besuch herausgefordert: Einer wie ich, hatten sie gesagt, könne die eisigen Monate hier oben unmöglich in einem Zelt überstehen. Tatsächlich bin ich, soweit ich weiß, der einzige Westler, der jemals einen gesamten Winter im afghanischen Pamir zugebracht hat.

### III. Mein Alltag

Ich liege in meinem Schlafsack, starre auf den Raureif am Zeltdach – das ist mein Atem, der sich im Laufe der Nacht dort niedergeschlagen hat. Ich bin aufgewacht, weil ich vor Kälte schlottere: Die Wintermorgen im Pamir sind erbärmlich. Die Zahnpasta ist gefroren, auch die Erdnussbutter, auch das Wasser, das ich am Tag zuvor geholt habe. Ich gehe nach nebenan in mein „Büro-Zelt“, das zugleich meine Küche ist, und schmelze Eis für den Kaffee. Eine Entscheidung steht an: Will ich der Erste sein, der an diesem Morgen zur 20 Minuten entfernten Quelle geht? Wenn ich, wie heute, guter Laune bin, nehme ich meine Eisaxt und

marschiere los. Ich schlage das Eis der Nacht von der Wasserstelle fort, um ein Loch für den Schöpfeimer zu schaffen; wobei ich Pausen machen muss, um meine Hände in den Achselhöhlen zu wärmen. Auf dem Rückweg begegne ich Mädchen und Frauen, die mit Eseln und Kamelen unterwegs sind. Sie danken mir dafür, dass ich ihnen die Plackerei mit der Axt an diesem Tag erspart habe.

Der Winter beginnt hier, auf einer Höhe von über 4000 Metern, im frühen September. Dann wird es nach und nach ungeheuerlich kalt. Zwar kann die Nachttemperatur selbst in den Sommermonaten unter Null Grad fallen, und schneien kann es fast immer. Ab Oktober aber schmilzt der Schnee nicht mehr. Und Bad-i Wakhan, ein Wind aus Südwest, bläst unentwegt; die lange Zeit der Schneestürme beginnt. Die Teilnehmer einer französischen Expedition kamen 1886/87 zu dem Schluss, dass man „schon ein großes Verbrechen begangen haben muss, um im Pamir bleiben zu wollen...“

Die Kirgisen unterhalten das ganze Jahr über mehr als 50 Camps in der Region, verteilt auf etwa 1200 Quadratkilometer Bergland. In jedem Camp leben zwischen zwei und 14 Familien. Es gibt Sommercamps an den Nordflanken der Berge und Wintercamps an den nach Süden weisenden Hängen. Letztere sind für etwa acht Monate im Jahr bewohnt und daher oft besser ausgebaut, mit einigen festen Lehmhütten neben den Jurten, und manchmal sogar mit einfachen Wasserleitungen ausgestattet. Die Wintercamps sind meist kleiner, weil sich die Menschen mit ihren Herden in den kalten Monaten viel weiter über das Land verteilen müssen, um die Tiere auf dem immer spärlicheren Weideland satt zu bekommen.

Im Wintercamp des Abdul Raschid Khan leben sieben Familien. Anfangs aß ich meist gemeinsam mit ihnen in ihren Jurten; die Mahlzeiten bestanden aus Brot, Joghurt, Sahne, einer Art Mozzarella, getrocknetem Quark, Tee mit Milch und Salz sowie Reis, der mit viel Pflanzenöl zubereitet wird. Bald allerdings hatte ich genug von dieser Kost. Und ich wollte die Vorräte der Kirgisen nicht beanspruchen. Also begann ich, eigene Mahlzeiten zu kochen.

Sie schmeckt furchtbar, diese Mischung aus Haferbrei, Nudeln, Dosenthunfisch und Keksen, und so habe ich innerhalb von vier Monaten etwa zehn Kilo abgenommen. Das merkte ich auch daran, dass ich die Frauen bitten musste, mir die Gummibänder an meinen Unterhosen enger zu nähen. Was sie natürlich kommentierten: „Wie dürr du geworden bist! Weil du nicht mit uns essen willst!“ Anfangs gab ich den Frauen auch meine Wäsche; aber weil sie trockenen

Dung benutzen, um das Wasser zu erhitzen, stanken alle meine Kleider nach Yak. Deshalb wasche ich meine Wäsche jetzt selbst. Was eine Quälerei ist: Ich muss mindestens zweimal zum Wasserholen gehen, was viermal 20 Minuten dauert. Dann warte ich eine Stunde, bis das Wasser auf meinem Gaskocher heiß geworden ist. Danach fülle ich mehrere Eimer und verbringe eine weitere Stunde damit, die Wäsche einzuweichen, zu schrubben, zu spülen. Schließlich hänge ich die Kleider auf, lasse sie einfrieren, schlage sie gegen einen Stein, um das Eis abzulösen und bringe sie dann ins Zelt. Dort hänge ich sie für mehrere Tage auf, bis sie endlich trocken sind.

Als mich Abdul Raschid Khan einmal beim Waschen antrifft, sieht er mir eine Weile zu und fragt dann belustigt, warum ich die Wäsche nicht den Frauen gäbe. Ich erkläre ihm, dass ich das kirgisische Leben so weit wie möglich selbst erfahren wolle. Der Alte denkt einen Augenblick nach, dann sagt er: „Gewiss, aber du bist ein Mann. Jetzt lebst du das Leben einer kirgisischen Frau. Wenn du wissen willst, wie das Leben unserer Männer ist, solltest du zu mir kommen, neben dem Ofen sitzen und Tee trinken.“ Abdul Raschid, „der mächtige Khan“: Ich hatte ihn mir als eine imposante, kriegerische Gestalt vorgestellt, umgeben von nomadischem Luxus. Stattdessen gleicht er einem gütigen, gebrechlichen Großvater. Er läuft langsam, mithilfe eines einzelnen Skistocks, dem Geschenk eines Wanderers, und schafft es nur mit Mühe, sich auf seinen Kissen niederzulassen. Trotz seiner Hinfälligkeit aber strahlt er erstaunliche Würde aus.

Womöglich speist sich seine Autorität vor allem aus dieser ganz persönlichen Wirkung: Abdul Raschid Khan wurde nie formell zum Anführer gewählt, hat seine Stellung auch nicht geerbt. Aber irgendwie, so erzählt man mir, hat der Khan es durch gute Beziehungen zu den Sowjets während der Besatzungszeit immer wieder geschafft, die Kirgisen im Wakhan-Korridor vor Repressionen und Zwangskollektivierung zu bewahren. Das danken ihm seine Leute noch heute.

#### IV. Wie ich zu meinem Pferd kam

Morgens widme ich mich also der Hausarbeit – vor allem aber dem unendlichen Kampf, meine Autobatterien aufzuladen, damit mein Computer, das Satelliten-telefon, der iPod, die Lampen in Gang bleiben. Ich benutze Solarpaneele, was auch die meisten Kirgisen tun, egal ob sie in

Jurten leben oder in Lehmhütten. Die Spannung reicht gerade für ein bisschen Licht. Ein paar Familien besitzen Generatoren, aber Benzin ist knapp, und so bleiben die Fernsehgeräte und DVD-Spieler meist still. Mittags breche ich gewöhnlich auf, um meine Ethnologie-Studien voranzutreiben: Ich besuche andere, oft weit entfernte Winterlager, führe Interviews zur Geschichte, zur Lokalpolitik oder zur Viehzucht. Und ich zähle Menschen, denn ich möchte klären, wie viele es hier oben überhaupt aushalten. Das klingt einfacher, als es ist. Der Khan hat ihre Zahl mit 2000 angegeben, weil er sich so mehr Unterstützung von der Regierung oder von Hilfsorganisationen verspricht. Das, so stelle ich fest, ist seine neue Rolle als Anführer: Er muss nicht, wie früher, alle äußeren Einflüsse von den Pamir-Kirgisen fernhalten. In einer Zeit, da der Staat als Hilfe-Vermittler auftritt, muss er so viel „Bakschisch“ wie möglich einwerben, und sei es durch Übertreibung der Zahl seiner Untertanen. Ich nämlich komme nach meinen Erkundungen nur auf 650 Menschen.

Am Anfang sind die Befragten oft misstrauisch gewesen, haben gar nicht oder falsch geantwortet. Aber ich habe mittlerweile ein paar Strategien, um ihr Vertrauen zu gewinnen: Entweder appelliere ich an ihre Vernunft („Wenn ihr Schulen wollt, muss die Zahl der Kinder exakt sein!“), mache Witze („Ich bin ein Spion des Großen Satans Amerika!“) oder biete ihnen ein Tauschgeschäft an: Medikamente für die Zeit, die sie mir schenken – und in der sie mir zum Beispiel erzählen, weshalb die alten Volksmärchen und Kunsthandwerke in ihrem Leben fast keine Rolle mehr spielen. Die Antwort ist traurig und im Grunde wenig überraschend: Der Überlebenskampf lässt keinen Platz mehr für die Traditionspflege. Überdies sind die Menschen hier oben völlig abgeschirmt vom reichen kulturellen Leben ihrer Volksgenossen anderswo in Zentralasien.

Ich bin am liebsten zu Fuß unterwegs für meine Befragungen – aber die Kirgisen haben ein Sprichwort: „Ein Mann, der zu Fuß geht, ist kein Mann.“ Deshalb war es sinnvoll, mir kurz nach meiner Ankunft im Herbst ein Pferd zuzulegen. Und das ist so abgelaufen: Eine Woche lang kam ein Kirgise nach dem anderen an meinem Zelt vorbei, und ein jeder wollte mir sein krankes, in einem Fall sogar lahmes Pferd andrehen. Dabei versuchten sie, einander auszustechen. Regelmäßig nahm mich jemand beiseite und flüsterte mir ins Ohr: „Dieser Mann da ist schlecht, genau wie sein Pferd. Es wird in einer Woche tot umfallen!“ Zu meinem Glück aber habe der wohlmeinende Informant selbst ein ausgezeichnetes Reittier, das er mir vielleicht überlassen könne... Hatte sich das Angebot herumgesprochen, erschien ein anderer,

um mich vor dem Kauf zu warnen, und der Vorgang wiederholte sich. Irgendwann kam ein tadschikischer Tierarzt zu Besuch, der mir bei der Suche half. So erstand ich für 800 Dollar einen Hengst samt Sattel und Zaumzeug.

Ich reite nicht gern und bin mit meinem Pferd nie vertraut geworden. Nach einigen Wochen hat sich das gerächt, als auf dem Heimweg von einem Lager eine Eisfläche vor mir lag. Das Pferd wieherte warnend, aber ich zwang es weiterzugehen, unvorsichtigerweise. Das Tier rutschte weg, ich landete hart auf dem Eis. Beim Aufstehen sah ich, dass einer meiner Finger in einem merkwürdigen Winkel abstand. Mit einiger Mühe schaffte ich es, den Handschuh auszuziehen – mein rechter Ringfinger war ausgekugelt.

Ich beschloss, im Lager ein paar Valium-Tabletten zu schlucken, um die Muskeln zu entspannen, und den Finger dann mit einem kräftigen Ruck wieder einzurenken. Als Sanitäter hatte ich so etwas oft genug getan. Allerdings nie bei mir selbst. Im Lager umringen mich die Kirgisen, mein schmerzverzerrtes Gesicht ist ihnen nicht entgangen. Die Vorstellung, mir womöglich einen Gefallen tun zu können, begeistert sie. Einer schreit: „Holt Mustafa Kyl. Er ist der Beste, wenn es um Finger geht!“ Als Kyl, der ein Freund ist, meine Hand sieht, lächelt er, dass seine Goldzähne blitzen. Ohne Vorwarnung packt er den Finger und zieht kräftig. Eine halbe Stunde lang mühen wir uns ab: ohne Erfolg.

„Danke, Mustafa Kyl, lass uns aufhören. Ich habe Schmerzen.“ „Nein, nein! Wir sollten deine Hand flach auf einen Stein legen. Ich werde den Knochen an seinen Platz drücken. Ich könnte mich auch draufstellen. Dann wird alles gut.“ Ich lehne das Angebot höflich ab. Mustafa Kyl ist enttäuscht und erklärt den Umstehenden, dass er die Sache in Ordnung bringen könnte – wenn ich ihn nur ließe! Zustimmendes Nicken von allen Seiten.

Bei einem Besuch in Kabul zwei Wochen später stellt sich heraus, dass mein Finger an zwei Stellen ausgekugelt ist. Er wächst nicht mehr richtig zusammen und wird für immer unbrauchbar bleiben. Aber zumindest hat der Vorfall dazu beigetragen, dass ich nun als „kyrgyzchylyk“ gelte: als Mann, der über Eigenschaften und Vorzüge der Kirgisen verfügt. So zumindest lautet das Urteil einer Abendessenrunde, in der jeder zweite Anwesende einen oder zwei merkwürdig abstehende Finger vorzuweisen hat. Viele von ihnen waren Patienten von Mustafa Kyl.

## V. Opium, Langeweile und Einsamkeit

Joldosch, dessen Frau vor seinen Augen fast im Kindbett starb, macht aus seiner Opiumsucht keinen Hehl. Er ist keine Ausnahme. Nach meiner Erhebung konsumieren bis zu einem Drittel der Männer und vielleicht fünf Prozent der Frauen regelmäßig Opium. Ein neues Phänomen ist diese fast epidemische Sucht nicht. Schon anthropologische Studien aus den 1970er Jahren beschreiben Drogenabhängigkeit als ernstes soziales Problem für die kirgisische Gemeinschaft. Die jährliche Opiumproduktion in Afghanistan lag damals allerdings bei nicht mehr als 200 Tonnen, der lokale Handel im Pamir dürfte also überschaubar gewesen sein.

Das änderte sich Ende der 1990er Jahre: Als die Nordallianz den Opium-Anbau ausdehnte, um ihren Krieg gegen die Taliban zu finanzieren, betrug die illegale Produktion schon fast 5000 Tonnen. Die Mudschahidin kamen sogar auf das abgelegene Pamir-Plateau, verkauften den Stoff erst für wenig Geld und erhöhten die Preise, sobald die Menschen abhängig waren. Ein halbes Kilo Opium, das einen Süchtigen anderthalb Monate versorgt, kostet mittlerweile ein bis zwei Schafe (50 bis 100 Dollar) – je nachdem, wie viele Händler unterwegs sind und für Nachschub sorgen. Fast alle handeln, neben anderen Waren, auch mit der Droge. Wenn ich einen Süchtigen frage, warum er raucht, antwortet er mir in der Regel: Hier gibt es keinen Arzt! Keine Medikamente! Zahnweh! Bei manchen sind chronische Schmerzen tatsächlich der Anfang der Abhängigkeit. Die meisten Kirgisen rauchen jedoch, weil sie sich langweilen. Einer erklärte mir: „Das Opium lässt mich für ein paar Stunden vergessen, dass ich im Pamir lebe.“

Ich würde vermutlich ebenfalls Opium rauchen, wenn ich nicht meine Bücher hätte (und die Fähigkeit, sie zu lesen), kein Internet, keine DVDs – jenen Luxus also, den ich hierher mitgenommen habe. Das halte ich mir immer vor Augen, sobald ich wieder einmal über die Agonie der Menschen in diesem extrem unwirtlichen Winkel unseres Planeten verärgert bin. Elektrizität hin oder her: Wenn es um halb fünf Uhr nachmittags dunkel ist und Temperaturen von minus 30 Grad Celsius herrschen, wenn man dieselben zehn Menschen vor der Nase hat, mit denen man fast jeden wachen Moment seines Lebens zugebracht hat und mit denen man vermutlich auch den ganzen Rest seines Lebens verbringen wird, unter einem Dach, Sommer wie Winter – dann ist die Versuchung, sich all dem zu entziehen, wohl überwältigend.

Auch mein Leben mit den Kirgisen besteht zu 95 Prozent aus Langeweile und Einsamkeit. Ich vermisse jemanden, mit dem ich mich verständigen kann. Mein Kirgisisch wird nie flüssig

werden, aber abgesehen davon: Wer hier oben würde mich wirklich verstehen? Hin und wieder leiste ich mir den Luxus eines Satellitentelefongesprächs mit meiner Freundin oder meiner Familie. Die Minute kostet allerdings 1,30 Dollar, was meinen Möglichkeiten zu jammern enge Grenzen setzt.

Und dann fragt mich eines Abends einer der Kirgisen, mit dem ich mich angefreundet habe, warum ich den Pamir in ein paar Monaten wieder verlassen wolle. „Bleib hier, bei uns“, sagt er. „Nimm dir eine Frau, besorg dir ein paar Tiere!“ Das ist anrührend und komisch zugleich, und ich verstehe plötzlich, dass er nie wird nachvollziehen können, wie ich mich fühle. Ich antworte vorsichtig: „Eure Art zu leben ist anders als meine. Euer Leben kreist um die Tiere, das Wetter, die Weiden. Für mich sind Computer, Bücher, Geld wichtig. Deine Familie und deine Freunde sind heute Abend hier, während meine in diesem Moment mit der aufgehenden Sonne erwachen. Ich kann nicht bleiben.“

#### VI. Die Gesetze der Hirten-Ökonomie

Yaks und Schafe sind das Herzstück der Wirtschaft im Pamir. Dem Vieh gilt die gesamte Sorge der Kirgisen, und das Ziel eines jeden Mannes ist es, den Nachsatz „bai“ im Namen zu tragen: Ein „reicher Mann“ ist derjenige, der mehr als 100 Schafe, 30 Yaks und einige Pferde besitzt. Und vielleicht sogar Kamele; die steigern das Prestige. Die Kirgisen passen den Lauf ihres Alltags den Bedürfnissen der Tiere an: Diese diktieren, wann morgens aufgestanden und wann gegessen wird, und wann es Zeit ist, in ein neues Lager zu wechseln. Die Abläufe sind seit Jahrhunderten dieselben, auch wenn sich die Zahl der Tiere stark verringert hat. Gegenwärtig gibt es im Pamir wohl rund 10.000 Schafe und Ziegen. In den 1970er Jahren waren es noch viermal so viele, fast die Hälfte davon im Besitz der Familie des damaligen Khan.

Ich bin unterwegs mit Osmon, er ist einer der beiden Hirten des Khan. Auch Osmons Vater ist opiumsüchtig und besitzt deswegen kaum eigenes Vieh. Was bedeutet, dass er die 100 Schafe, den Brautpreis unter reichen Familien, nicht bezahlen kann. Also ist Osmon gezwungen, seinen „Kuch Keyaw“ abzudienen, seinen Brautdienst, indem er zehn Jahre im Lager seines künftigen Schwiegervaters arbeitet. Etwa nach der Hälfte dieser Zeit wird Osmon eine der jungen Töchter des für sein Alter offenbar noch virilen Khan heiraten: Tilabü, die gegenwärtig

13 Jahre alt ist. „Als ich hierherkam, war sie erst elf. Sie ist wie eine kleine Schwester“, sagt Osmon, leicht besorgt. „Ob es mit uns klappt, wenn sie meine Frau wird?“

So oder so: Der Frondienst ist die einzige Chance des Jungen, je zu heiraten. Würde er sich bei einem anderen Herdenbesitzer als Hirte verdingen, bekäme er als Lohn ein Schaf pro Monat. Bis er den Brautpreis gespart hätte, wäre er längst zu alt, eine Familie zu gründen. Wie Osmon geht es im Pamir etlichen Kindern süchtiger Eltern. Und so wird mit der Droge jenes Machtverhältnis wieder stärker, das schon im Verschwinden begriffen war. Es heißt „Amanat“: Eine Handvoll Familien besitzt den größten Teil des Viehs und verteilt es unter armen Hirten. Die dürfen zwar Wolle, Milch und Jauche nutzen, essen oder verkaufen dürfen sie die Tiere aber nicht. Eine Art „Wohlfahrtssystem“, das die Existenz der Armen sichert – gleichzeitig aber sind Hirten wie Osmon vollständig von den Familien abhängig, in deren Dienst sie stehen.

Osmons wichtigste Aufgabe ist es, die Schafe in Bewegung zu halten und nach Wölfen auszuschaun. In den kalten Monaten, wenn die Murmeltiere, ihre bevorzugte Beute, im Winterschlaf liegen, umkreisen die Wölfe die Herden und reißen Woche für Woche einige Tiere. Osmon folgt den Schafen, wirft hin und wieder mit einem Stein nach einem Tier, das zurückbleibt. Meist aber kauert er irgendwo auf dem Boden und versucht, sich vor dem Wind zu schützen. An manchen Tagen, wenn das Wetter freundlicher ist, übt er Briefeschreiben auf Papier, das ich ihm geschenkt habe. Er hat eine kleine Thermosflasche mit Tee mitgebracht und etwas Brot, das wir uns teilen. Mehr gibt es nicht. Er wird erst wieder am Abend essen, wenn er mit den Tieren ins Lager zurückgekehrt ist. Wohin Osmon die Herde treibt, hängt von der Schneemenge ab. In trockenen Wintern sind die Weiden offen, und Pferde, Yaks, Schafe, Ziegen, Kamele und Esel können überall grasen. Sonst aber muss das bisschen, das die Tiere unter der Schneedecke finden, mit Trockenfutter ergänzt werden – mit Gras, das am Ende des kurzen Sommers geschnitten und in großen Steingehegen gelagert wird. Die Futtermittel im Pamir sind jedoch beschränkt, in jedem schneereichen Winter verhungern Tiere. Andere sind an dessen Ende so geschwächt, dass sie im März und April sterben, wenn die ersten Lämmer zur Welt kommen.

Gewinnen können die Pamir-Kirgisen in diesem Kreislauf nicht: Wenn zu viel Schnee fällt, stirbt auch viel Vieh, aber im Jahr darauf wird immerhin ausreichend Weideland zur Verfügung stehen. Fällt aber wenig Schnee, dann überlebt zwar das Vieh; dafür werden die Futtermittel im Folgejahr knapp. Das schlimmste Szenario heißt „Jüt“, es tritt im Frühling ein, wenn

Neuschnee die Weiden bedeckt und nach einigen warmen Tagen, an denen dieser Schnee schmilzt, eine Kaltfront das Land plötzlich einfriert. Die Tiere können sich nicht durch das Eis graben – und Heu gibt es kaum noch. Dann geht oft über die Hälfte einer Herde ein. Und da das Gesetz des Islam Tiere, die eines natürlichen Todes gestorben sind, als „haram“, unrein, bezeichnet, bedeutet dies, dass sie nicht gegessen werden dürfen. Die Kadaver werden den Hunden überlassen.

Auch sie gelten nach muslimischer Lehre als unrein – wie nützlich sie auch sein mögen. Hirten brauchen Hunde, und die kirgisischen sollen beherzt sein und ein ausgeprägtes Revierbewusstsein haben, weil sie die Herden gegen Wölfe verteidigen müssen. Eines Tages bekomme ich das selbst zu spüren. Der Angriff erfolgt überraschend. Vier riesige Hunde stürzen auf mich zu. Ich bin zwar in der Nähe eines Lagers, ich rufe um Hilfe, aber gegen den Wind hört mich niemand. Ich benutze meine Skistöcke wie Degen und Knüppel und kann, um mich schlagend, zwei Hunde auf einmal abwehren. Aber sobald sie sich zurückziehen, greifen die beiden anderen an, die sich jeweils außerhalb meines Gesichtsfeldes positionieren. Fünf Minuten lang versuche ich verzweifelt, sie daran zu hindern, sich in mir festzubeißen. Da ertönt endlich ein Pfeifen, das die Hunde sofort beruhigt. Ein Mann erscheint. Er sieht mich zittern vor Angst und fragt ungerührt: „Ich habe Kopfschmerzen! Hast du eine Tablette dabei?“

## VII. Zwischen Verwunderung und Dankbarkeit

Als ich meine ethnologische Arbeit im Pamir begann, habe ich mir ein ganz bescheidenes Ziel gesetzt: Ich werde beobachten, aufzeichnen, was ich sehe – und werde den Kirgisen gegenüber meine Meinung für mich behalten. Ich will vermeiden, als „Amerikalyk“ aufzutreten, der sie mit irgendwelchen Kommentaren zu ihrem Tun belästigt. Dies entspricht auch einem zentralen Glaubenssatz meines Faches, der „Kultur-Relativismus“ verlangt: Benutze nie deine eigene Kultur als Vergleich und Maßstab zur Bewertung anderer Kulturen! Das ist schön gedacht – nur leider nicht zu machen. Denn natürlich bin ich dauernd in der Verlegenheit, zu beurteilen, was ich sehe. Ich frage mich zum Beispiel manchmal, was ich bei allen Vorbehalten an den Kirgisen bewundere: Zuallererst ist das ihr Durchhaltewille – sie überleben („gedeihen“ wäre zu viel gesagt) an einem Ort, der für ein zivilisiertes Auskommen

zu unwirtlich ist. Sie hätten ihre harte Existenz aufgeben können. Kirgisistan hat 1999 das Angebot gemacht, die restlichen Pamir-Kirgisen aufzunehmen. Niemand hat sie gezwungen, im Pamir zu bleiben. Sie haben sich selbst dafür entschieden, trotz der Kälte, trotz des Mangels an Straßen und Schulen. Was mich zur anderen Seite der Medaille bringt: Ich finde, sie sollten für diese Entscheidung die Verantwortung übernehmen. Stattdessen fühlen sie sich als Opfer, verhalten sich wie Kettenraucher, die wegen ihrer Sucht die Tabakfirmen verklagen.

Abdul Raschid Khan ist seit bald 30 Jahren im Amt, und unter seiner Führung wurde keine einzige Schule, Straße oder Gesundheitsstation gebaut; die Schuld dafür sehen er und sein Volk bei jenen, die ihnen all das, angeblich, verweigern. Bei der afghanischen Regierung zum Beispiel, die allerdings tatsächlich nicht besonders freigebig ist. Oder bei der Aga-Khan-Stiftung, die im Gebiet des benachbarten Wakhan-Stammes den Straßenbau fördert, nicht aber in den Pamir-Hochtälern.

Dass die Wakhan bereit sind, für einen Lohn von drei Dollar pro Tag auf der Baustelle zu helfen, das können die Pamir-Kirgisen nicht verstehen: Wer bei klarem Verstand sei, so wird mir erklärt, müsse für solche Arbeit 30 Dollar verlangen. Ihre freie Zeit verbringen die Kirgisen daher lieber mit Teetrinken. Und das bisschen Geld, das sie durch den Verkauf von Schafen erwirtschaften, stecken sie lieber in Fernsehapparate und Opium statt in Bücher und Arzneimittel. Viel Hilfe von außen kann der Khan mit dieser Haltung nicht einwerben.

Auch ich habe meine Erfahrungen mit der ewigen Leier des Opferdaseins gemacht, mit tragischen Konsequenzen. Eines Tages erschien einer meiner Nachbarn bei mir: Sein kleiner Sohn sei krank. Ich gab ihm Antibiotika und vergaß den Vorfall. Wochen später tauchte der Vater wieder auf: Seinem Sohn gehe es schlecht. Ich sagte ihm, er müsse qualifizierte Hilfe im Tal suchen. Wochen vergingen; der Junge war noch immer krank. Ich nahm Kontakt zu einem Arzt außerhalb des Pamir auf und beschrieb die Symptome. „Das könnte Tuberkulose sein“, sagte er, „die Leute sollen zu mir kommen! Ich behandle den Jungen kostenlos. Dort oben lässt sich nichts für das Kind tun.“ Ich schlug dem Vater vor, er solle sofort aufbrechen. Er war dagegen: Der Arzt wohne zu weit entfernt, der Junge sei zu krank für die zwei- bis dreitägige Reise auf dem Rücken eines Yak. Außerdem habe er kein Geld.

Er unternahm nichts.

Monate vergingen, wir trafen uns wieder, er war noch immer nicht aktiv geworden. Ich beschimpfte ihn, sagte ihm: „Wenn das mein Sohn wäre, ich würde ihn auf dem Rücken zu Tal tragen!“ Der Vater sagte, er würde hinüber nach Tadschikistan gehen, das sei der kürzere Weg. Aber dafür brauche er Geld. Ich sagte ihm, er sei ein Narr – und gab ihm 100 Dollar.

Er bewegte sich nicht vom Fleck.

Nun ist das Kind gestorben. Es hatte sich übergeben, seine Zunge war geschwollen, es konnte am Ende weder sprechen noch atmen. Und der Vater in seinem Kummer gibt, so kommt mir zu Ohren, allen die Schuld: mir, der Krankenschwester, die zeitweise hier oben gearbeitet hat und ihn ebenfalls überreden wollte, etwas zu tun. Und der afghanischen Regierung. Nur einem nicht: sich selber.

In der Außenwelt ist das Ansehen der Pamir-Kirgisen entsprechend schlecht. Und ich kann diese Vorurteile leider nicht widerlegen. Auch ich wurde während meines Aufenthalts belogen, übers Ohr gehauen, bestohlen, und bisweilen schien es mir, als würde ich meine Zeit statt mit neutraler Beobachtung mit kleinlichen Streitigkeiten verbringen.

Ich habe im Lager des Khan gelebt, weil er und seine Söhne mir auf meiner ersten Erkundungsreise ausgesprochen gastfreundlich begegnet waren. Und ein britischer Arzt mit vier Jahren Arbeitserfahrung vor Ort gab mir recht: „Die Menschen, bei denen du lebst, sind angenehm, und das ist einzigartig unter den Kirgisen.“ Eines Tages sagte mir mein Freund Roshan, der spürte, dass ich deprimiert war: „Schau dich um! Wer außer dir kann schon jedes Haus hier betreten, selbst wenn kein Mann da ist? Du kannst dich zu den Frauen setzen und Tee trinken. Wann immer du willst, kannst du zum Khan gehen, oder zu seiner Frau, und mit ihnen reden. Unsere Frauen dürfen zu dir ins Zelt kommen, weil wir wissen, dass sie bei dir sicher sind. Meine Tochter besucht dich jeden Tag, und ich mache mir nie Sorgen, weil ich und alle anderen hier dir vertrauen.“ Und ein anderer sagte: „Du kehrst nach Amerika zurück, aber du wirst immer ein Teil unserer Familie sein. Du bist jetzt Shai’ym. Deine Heimat ist in Amerika, aber sie ist auch hier.“ Shai’ym bedeutet: eine angesehene Abstammung.

Ich kämpfte mit den Tränen und murmelte ein Dankeschön. Es kam mir äußerst unzureichend vor.